

Kritische Theorie und Feminismus

Herausgegeben
von Karin Stögner und
Alexandra Colligs

Kritische Theorie und Feminismus – unter diesem Titel wird aus soziologischer, philosophischer und psychoanalytischer Perspektive das Spannungsverhältnis zwischen zwei Theorieparadigmen beleuchtet, die beide für Emanzipation einstehen. Die Beiträge, u. a. von Regina Becker-Schmidt, Seyla Benhabib, Nancy Fraser, Rahel Jaeggi, Sarah Speck und Barbara Umhath, beschäftigen sich mit Fragen von Subjektivität und Identität, Ideologie und Diskriminierung sowie von Arbeit und Körper. Sie knüpfen zum einen an vergangene Debatten an und beleuchten zum anderen neue Aspekte einer feministischen Kritischen Theorie.

Karin Stögner ist Professorin für Soziologie an der Universität Passau.

Alexandra Colligs ist Philosophin und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Passau.

Suhrkamp

R 5350 S 871

Inhalt

I. Zur Einführung

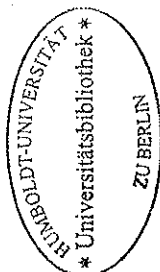
<i>Karin Stöjner</i>	
Kritische Theorie und Feminismus – ein produktives Spannungsverhältnis	11
<i>Guidrun-Axeli Knapp</i>	
Konstellationen von Kritischer Theorie und Geschlechter- forschung	37

II. Feministische Ideologiekritik – Universalismus neu verhandelt

<i>Seyla Benhabib und Karin Stöjner</i>	
»Das Partikulare im Namen des Universellen mobilisieren« – Ein Interview mit Seyla Benhabib zu den Grundlagen einer feministischen Kritischen Theorie	61
<i>Christine Achinger</i>	
Bilder von Geschlecht, Judentum und Nation als Konstellation. Intersektionalität und Kritische Theorie ..	75
<i>Karin Stöjner</i>	
Weiblichkeit und Widerspruch. Spuren einer Kritischen Theorie der Geschlechterverhältnisse bei Adorno, Horkheimer und Benjamin	97
<i>Petra Klug</i>	
Emanzipatorische Kritik an Religion. Zu den Voraussetzungen einer feministischen Kritischen Theorie ..	119

III. Kritisch-feministische Perspektiven auf Produktion und Reproduktion

<i>Rahel Jaeggi und Alexandra Collies</i>	
Normativer Materialismus und Transformation – Ein Interview mit Rahel Jaeggi	147
<i>Regina Becker-Schmidt</i>	
Politisch-psychologische Anmerkungen zu asymmetrischen Tauschverhältnissen aus feministischer Sicht	166



44110/2022-10779

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2022

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2360

© Suhrkamp Verlag Berlin 2022

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung

durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen

von Willy Fleckhaus und Rolf Sautdt

Druck und Bindung: C.H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29960-9

<i>Sarah Speck</i>		<i>Barbara Umrath</i>	
Vom Umschlag der Emanzipation.		Herrschaftskritik und utopische Antizipation –	
Wandel und Fortbestand der Geschlechter- und		Herbert Marcuses Rezeption der Psychoanalyse	367
Reproduktionsverhältnisse	180		
<i>Nancy Fraser</i>			
Vermarktlung, Sozialschutz und Emanzipation.		Textnachweise	389
Ambivalenzen des Feminismus		Über die Autor:innen	390
im Kontext kapitalistischer Krisen	203	Danksagung	394
IV. Streit um Identität, Subjekt und Differenz			
<i>Alexandra Colligs</i>			
Zwei Formen der Kritik an Identität. Zum Verhältnis			
von Kritischer Theorie und Queerfeminismus	225		
<i>Dagmar Wilhelm</i>			
Frau als negatives Subjekt	247		
<i>Ingrid Cyfer</i>			
»Paradigmenkriege der feministischen Theorie« –			
Zum Problem der Subjektivierung bei Seyla Benhabib	265		
und Judith Butler			
<i>Ana Claudia Lopes</i>			
»Haberamas im Kleid«? Über Seyla Benhabib,			
loyale Oppositionen und Feminismus als Kritik	286		
V. Psychoanalytische Perspektiven			
auf Vergeschlechtlichung und Herrschaft			
<i>Ilka Quindeau</i>			
Sexualität und Geschlecht – <i>Why Bodies Matter</i>	307		
<i>Christine Kirchhoff</i>			
Nichtidentisches und die Sehnsucht			
nach der vollen Identität – ... und was will eigentlich			
»das Weib«?	328		
<i>Sebastian Winter</i>			
Die Geschlechtlichkeit zwischen sexueller Malaise			
und autoritärer Identität. Zur affektiven Funktion			
des antingenderistischen Wahns	345		

Sexualität und Geschlecht – *Why Bodies Matter*

»Der Mensch ist von Natur gesellschaftlich und sein Sexualleben ist es ohnehin durch und durch.«¹ Mit dieser pointierten Formulierung entlarvt der Sexualwissenschaftler Volkmar Sigusch die weiträumige Ideologie der Naturalisierung von Körper und Sexualität, die insbesondere den weiblichen Körper betrifft. Sigusch versteht sich in der Tradition Kritischer Theorie Frankfurter Provenienz; seine Analysen des Sexuellen sind in eine Kritik der politischen Ökonomie eingebettet. Von hier aus sucht er die Widersprüche und Paradoxien sexueller Manifestationen in den letzten Jahrzehnten auf der einen Seite zwar selbstbewusster, angstreicher und vielgestaltiger, auf der anderen Seite jedoch auch kommerzialisierter und banalisierter geworden; dem Glücks- und Befreiungsversprechen der sexuellen Liberalisierung in den 1960er Jahren folgte eine negative Mystifizierung, die das Sexuelle mit Konnotationen von Ungleichheit, Gewalt und Krankheit versah. Sigusch bezeichnete diese Veränderungen als »neosexuelle Revolution«. Kennzeichnend dafür seien verschiedene Dissoziationen, Dispersionen und Diversifikationen, die das Sexualleben in Abhängigkeit von gesellschaftlichen Entwicklungen veränderten. Eine zentrale Rolle spielte dabei beispielsweise die Viruserkrankung Aids, die Sexualität mit einer tödlichen Bedrohung versah und Praktiken von »safer sex« hervorbrachte. Aber auch technologische Neuerungen im Bereich Reproduktionsmedizin gingen mit Veränderungen des Sexuellen einher; in diesem Falle etwa die Trennung von Sexualität und Fortpflanzung. Als Beispiele für Dispersionen nennt Sigusch die Aufspaltung des Begehrens in eine Vielzahl parzellierter Befriedigungsformen, die sich etwa auf verschiedensten Internetplattformen finden und häufig auch kommerziell genutzt werden.

Von den Dissoziationen möchte ich die Trennung der geschlechtlichen von der sexuellen Sphäre herausgreifen, »die zu

1 Volkmar Sigusch, *Sexuelle Widen. Zwischenrufe eines Sexualforschers*, Frankfurt/M. 2005, S. 179.

einer (neuerlichen) Genüierung der weiblichen (und damit auch der männlichen) Sexualität [...] führte.² Während bis dahin die Vorstellung einer Sexualität dominierte, die freilich androzentrisch gedacht war, wurde dies in eine »männliche« und eine »weibliche« Variante differenziert, die zumeist mit Geschlechterklischees von »triebhaft, aggressiv, gewalttätig« beziehungsweise »zärtlich, zugewandt, passiv« besetzt waren. Verbunden ist diese Dissoziation mit der Dekonstruktion androzentrischer Begrifflichkeiten und Sichten, wie sie etwa Luce Irigaray eindrucksvoll vorgenommen hat, um eine positive sexuelle Identität für Frauen* zu ermöglichen.³ So notwendig diese Dekonstruktion einerseits ist, um die Sexualität aus den Verengungen hegemonialer Männlichkeit zu lösen, so problematisch ist andererseits die daraus entstandene Aufteilung in eine »männliche« und eine »weibliche« Sexualität. Denn durch diese Aufteilung wird die Sexualität paradoxerweise unverbrüchlich mit einem Geschlecht verbunden und auf diese Weise »essentialisiert«. Wenn es nun nicht sinnvoll erscheint, die Sexualität in eine »männliche« und eine »weibliche« aufzuteilen, bleibt die Frage, wie die Materialität des Geschlechtskörpers im Bereich des Sexuellen angemessen berücksichtigt werden kann. Aus der Perspektive der Kritischen Theorie können die diskursive Erzeugung des Geschlechtskörpers und die darin nicht aufgehende Materialität dieses Körpers als dialektisches Verhältnis begriffen werden. Diese Dimension des Nicht-identischen, das sich dem sprachlichen und normativen Zugang sowohl entzieht als ihn auch antreibt, bietet zugleich ein emanzipatives Potential. Dies soll am Beispiel der verstümmelten wissenschaftlichen und alltagspraktischen Repräsentation der Klitoris gezeigt werden. Aus der Veränderung dieser fehlerhaften Darstellung ergibt sich eine neue Sichtweise auf die bislang androzentrisch gefasste genitale sexuelle Praktik der Penetration: Die Umkehrung der Perspektive setzt die Zirkulation an ihre Stelle.

² Ebd., S. 135.

³ Vgl. Luce Irigaray, *Das Geschlecht, das nicht eins ist*, Berlin 1979.

⁴ Auf diese Problematik des Differenzfeminismus antwortet Judith Butler mit der These einer diskursiven Erzeugung der Geschlechterdifferenz, bei welcher der Eigensinn der Materialität des Körpers auf der Strecke bleibt; vgl. Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1990. Die Kontroverse wird später näher ausgeführt.

I. Eine babylonische Sprachverwirrung: Sexualität – sex – gender

Während das Geschlecht im Deutschen als Entität gefasst wird, wird es im anglophonen Sprachraum in *sex* und *gender* differenziert. Dies geht auf den Sexologen John Money zurück, der auszudrücken suchte, dass Intersexpersonen trotz ihres unklaren oder widersprüchlichen Körpergeschlechts (*sex*) eine eindeutige Geschlechtsidentität (*gender*) ausbilden.⁵ In die Psychoanalyse wurde diese Unterscheidung durch die Arbeiten Robert Stollers eingeführt.⁶ Seit den 1950er Jahren prägte die Unterscheidung eines biologischen und eines sozialen Geschlechts die Geschlechterforschung: »Angeblich männliche oder weibliche »Naturwissenschaften« sind [...] einerseits ideologische Zuschreibungen, andererseits Ausdruck geschlechtsspezifischer Sozialisationsverläufe und geschlechtlicher Arbeitsteilung. Unter dem Blick feministischer Sozialwissenschaft entpuppt sich Geschlecht im Sinne von »gender« als soziale Strukturkategorie.«⁷

Inzwischen gilt nicht nur *gender*, sondern auch *sex*, das Körpergeschlecht, als konstruiert. Es stellt keine irreduzible Einheit dar, sondern etwas Zusammengesetztes, ein Kompositum. Die Annahme, dass auch das Körpergeschlecht von sozialen Einflüssen bestimmt ist, beschreibt eine zentrale Einsicht der sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung seit den 1990er Jahren.⁸ Darauf aufbauend kommt es mir darauf an, das fluide Mischungsverhältnis der einzelnen Faktoren zu beleuchten, die zusammen das Geschlecht bestimmen. Meine Argumentation gründet auf dem freudschen Konzept der *konstitutionellen Bisexualität*, das mit Hilfe

⁵ Vgl. John Money, »Hermaphroditism: Recommendations Concerning Assignment of Sex, Change of Sex, and Psychological Management«, in: *Bulletin of the Johns Hopkins Hospital*, 97 (1955), S. 284–300.

⁶ Vgl. Robert Stoller, *Sex and Gender. On the Development of Masculinity and Femininity*, New York 1968.

⁷ Regina Becker-Schmidt, »Frauenforschung«, in: Roland Asanger, Gerd Wenninger (Hg.), *Handwörterbuch Psychologie* 1980], Berlin 1999, S. 194–199, hier S. 195.

⁸ Vgl. insbesondere Regine Gildemeister, Angelika Wetterer, »Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Refizierung in der Frauenforschung«, in: Gudrun-Aveli Knapp, Angelika Wetterer (Hg.), *TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, Freiburg i.Br. 1992, S. 201–254.

der Theorie von Stoller und Reiche weitergeführt wird. Eine solche Bezugnahme auf ein binäres Konzept mag auf den ersten Blick verwundern. Doch werde ich zu zeigen suchen, wie sich daraus multiple geschlechtliche Identifizierungen entwickeln können. Die Naturalisierungsideologie von Geschlecht sieht in der körperlichen Ebene die Grundlage, auf der das psychosoziale Geschlecht aufbaut. Demnach geht *sex/gender* voraus. Während der Mainstream der psychoanalytischen Theorien zur Entwicklung der Geschlechtsidentität dieser Vorstellung folgt, argumentiert Jean Laplanche in anderer Weise. Er geht vom Primat des Anderen aus und dreht das dem Alltagsverständnis vertraute Verhältnis von *sex* und *gender* um. *Sex* ist durch *gender* strukturiert:

Gender ist Plural. Gewöhnlich ist es doppelt, männlich-weiblich, doch nicht von Natur aus. Es ist oft Plural, so in der Sprachgeschichte und in der sozialen Entwicklung.

Das Geschlecht ist dual. Das ist es durch die geschlechtliche Fortpflanzung und auch durch seine menschliche Symbolisierung, die die Dualität als Anwesenheit/Abwesenheit, phallisch/kastriert festlegt und zugleich fest-schreibt.

Das Sexual ist multipel, polymorph. Es ist die fundamentale Entdeckung Freuds und hat seine Grundlage in der Verdrängung, im Unbewussten, in der Phantasie. Es ist der Gegenstand der Psychoanalyse.⁹

Das *Sexual* ist eine Wortschöpfung Laplanches, die das freudsche Sexuelle im Gegensatz zur manifesten, bewussten Sexualität meint. Laplanche kritisiert die vereinfachte Übersetzung von *gender* als »psychosoziales Geschlecht« und *sex* als »biologisches Geschlecht«, da sie die problematische Entgegenstellung von Natur und Kultur, Biologie und Soziologie etc. impliziert. Im Unterschied dazu sucht er zu zeigen, dass das *sex*, das in die symbolische Beziehung eingeht, nicht das *sex* der Biologie ist, sondern in weiten Teilen das *sex* einer phantasierten Anatomie, die durch die spezifischen Bedingungen des »human animal« geformt wird. Daher fügt Laplanche seinen Ausführungen zu *sex* und *gender* noch das *Sexual* hinzu. Dieses

9 Jean Laplanche, »Gender, Geschlecht und Sexual« (2003), in: ders., *Sexual, Gießen* 2017, S. 137–171, hier S. 137. Vgl. Ilka Quindeau, »The Ascription (Assignment) of Sex/Gender as Enigmatic Messages«, in: Christophe Déjours, Felipe Voradoro (Hg.), *La seduction à l'origine. L'œuvre de Jean Laplanche*, Paris 2016, S. 15–30.

Sexuelle durchdringt jedoch sowohl *sex* als auch *gender* und stellt daher eine notwendige Erweiterung im Geschlechterdiskurs dar.

Im Zusammenhang von Übersetzungsproblemen wird oft vermerkt, dass es im Deutschen in Bezug auf das Geschlecht die Differenzierung von *sex* und *gender* nicht gibt und der körperliche und kulturelle Aspekt – das Körpergeschlecht und die psychosoziale Geschlechtsidentität – zusammenfallen. Wichtig scheint mir umgekehrt aber auch – und das wird interessanterweise kaum thematisiert –, dass im Englischen der Begriff *sex* nicht weiter differenziert wird und im Deutschen sowohl *Geschlecht* als auch *Sex* bedeutet. Vor allem in der adjektivischen Verwendung steht in übersetzten Texten daher häufig der Begriff *sexuell*, wo dem Sinn nach *geschlechtlich* stehen müsste. Denn eine Unterscheidung von Geschlecht und Sexualität beziehungsweise *Sex* erscheint sinnvoll: »Geschlecht« stellt einen Ordnungsbegriff dar, der Zugehörigkeiten markiert. Dies findet sich zum einen in der älteren, inzwischen weniger gebräuchlichen Verwendung von »Geschlecht« im Sinne von Menschengeschlecht oder Adelsgeschlecht, die insbesondere auf Abstammung zielt und eine Gattung oder eine Familie beschreibt. Zum anderen meint »Geschlecht« im herkömmlichen, binären Sinne die Zugehörigkeit eines Menschen zu einer von zwei Gruppen. Und schließlich steht »Geschlecht« abgekürzt auch für das Geschlechtsorgan, nach dem die Gruppe der Männer* und Frauen* unterschieden werden. Im Unterschied zu diesem Ordnungsbegriff bezieht sich »Sexualität« beziehungsweise die Kurzform »Sex« auf ein lustvolles Erleben oder Verhalten beziehungsweise auf die Disposition dazu. Zudem erscheint dem Alltagsverständnis die Sexualität, die sexuelle Betätigung, fest mit dem jeweiligen Geschlecht(sorgan) verknüpft, so dass eine als aktiv gedachte, phallisch-penetrierende Sexualität unverbrüchlich an den Penis gebunden scheint, während die »passiv-rezeptive« Seite der Frau* zugeschrieben wird. Die begriffliche Ineinsetzung von Geschlecht und Sexualität ist nicht nur äußerst verwirrend und irreführend, sondern sieht auch der Dekonstruktion dieser Konzepte im Weg. Zu beobachten ist auch, dass das Geschlecht in den Gender Studies fast allen Raum einnimmt, also die Ordnungsstruktur fokussiert wird, während sich das Sexuelle, die lustvolle Dimension, aus dem Diskurs verflüchtigt.

2. Geschlecht als Kompositum

Die amerikanische Historikerin Joan W. Scott regte an, nicht allein die Situation von Frauen* zu untersuchen, sondern die Prozesse der Differenzierung von Männern* und Frauen*.¹⁰ Dies soll im Folgenden am Beispiel der weiblichen Anatomie und des sexuellen Erlebens von Frauen* untersucht werden. Denn wie Judith Butler treffend feststellte, »ist die Geschlechterdifferenz [hinzuzufügen wäre die Sexualität] ein Ort, an dem wieder und wieder eine Frage in Bezug auf das Verhältnis des Biologischen zum Kulturellen gestellt wird, an dem sie gestellt werden muss und kann, aber wo sie, streng genommen, nicht beantwortet werden kann«.¹¹

Wenngleich Freuds Ausführungen zu »Männlichkeit« und »Weiblichkeit« wohl zu den umstrittensten Passagen seines Werkes gehören und der phallische Monismus – die paradigmatische Ausrichtung der Geschlechtsentwicklung auf das »männliche« Geschlecht – zu Recht zurückgewiesen wird, lässt sich seine Konzeption einer *konstitutionellen Bisexualität* als Meilenstein der psychoanalytischen Theorieschichte bezeichnen. Wenngleich sie in der Matrix binärer Geschlechtlichkeit verbleibt, bietet sie eine Argumentation, wie sich multiple geschlechtliche Identifizierungen entwickeln können. Körperliche »Männlichkeit« und »Weiblichkeit« wird auf einem Kontinuum angesiedelt und nicht dichotom voneinander abgegrenzt. Eine Person ist damit nicht ausschließlich als »männlich« oder »weiblich« identifiziert, sondern weist Anteile beider Geschlechter auf. Von zentraler Bedeutung erscheint mir, dass Freud die bisexuelle *Anlage*, wie er dies nennt, unmittelbar im Körperlichen verankert. Interessanterweise hat der Differenzfeminismus in der Psychoanalyse diesem Modell keinerlei Bedeutung beimessen. Begründer liegt dies neben dem genannten phallischen Monismus Freuds, der sein Werk für manche Feminist*en unbrauchbar erscheinen ließ, möglicherweise auch in dem veralteten

¹⁰ Vgl. Joan W. Scott, »Nach der Geschlechter«, in: *Werkstatt Geschichte*, 17 (1997), S. 5–23, hier S. 18 f. Vgl. Sabine Hark, Paula-Irene Villa, »Eine Frage an und für unsere Zeit. Versäorgte Gender Studies und symptomatische Missverständnisse«, in: dies. (Hg.), *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*, Bielefeld 2015, S. 15–46, hier S. 31.

¹¹ Judith Butler, *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*, Frankfurt/M. 2011, S. 299.

Sprachegebrauch, mit dem die Freud'schen Werke noch vor der Einführung der Differenzierung von *sex* und *gender* ins Englische übersetzt wurden. »Geschlecht« wurde dementsprechend ausschließlich mit *sex* übersetzt, was den Eindruck eines plumpen Biologismus im Hinblick auf Geschlechterfragen hinterlässt. Die elaborierte und komplexe Konzeptualisierung Freuds konnte so nicht angemessen zur Geltung kommen. Doch lässt sie sich im Zuge der Dekonstruktion des Geschlechts in den Sozialwissenschaften zur Überwindung eines dichotomen, binär codierten Geschlechterkonzepts wieder aufgreifen. Denn mit Joan W. Scott lässt sich der Geschlechtsunterschied (*sexual difference*) als Funktion unseres Wissens vom Körper begreifen.¹²

Dazu möchte ich kurz die gegenwärtig wirkmächtigste psychoanalytische Theorie zur Entwicklung der Geschlechtsidentität vorstellen. Sie stammt von Robert Stoller aus den 1960er Jahren, einem Analytiker aus den USA, der viel mit Transgender-Personen gearbeitet hat und wichtige Veröffentlichungen über damals so genannte Perversionen vorgelegt hat.¹³ Seine Theorie lässt sich mittels des Schabilds auf der nächsten Seite veranschaulichen (Abb. 1).

Auch wenn Stoller mit der Metapher eines Kerns argumentiert, die den Eindruck eines natürlichen, irreduziblen Geschlechts unterstützt, ist sein Modell der Geschlechtsidentität eines der ersten, die eine dem Alltagsverständnis häufig unverbrüchlich erscheinende Einheit von Körper- und psychischem Geschlecht dekonstruiert. Nach seiner Vorstellung lagern sich um einen Kern herum zwei konzentrische Kreise oder Schichten an. Den inneren Kern bildet das Körpergeschlecht (*sex*). Um diesen Kern legt sich entweder körpergestaltensprechend (isomorph) oder -widersprechend (anisomorph) eine Schicht, die ihrerseits selbst zum Kern wird: die Geschlechtsidentität. Umhüllt wird dieser Kern schließlich von der Geschlechtsrollenidentität, die die vielgestaltigen geschlechtsbezo-

¹² Joan W. Scott, »Gender: Eine nützliche Kategorie der historischen Analyse« [Orig. 1986], in: Nancy Kaiser (Hg.), *Selbst Bewusst. Frauen in den USA*, Leipzig 1994, S. 27–75, hier S. 53; vgl. Hark/Villa, »Eine Frage an und für unsere Zeit«, S. 35.

¹³ Vgl. Robert Stoller, *Sex and Gender. On the Development of Masculinity and Femininity*, Bd. 1, New York 1968; ders., *Perversion. Die erotische Form von Haß*, Reinbek bei Hamburg 1979; ders., *Sex and Gender. The Transsexual Experiment*, Bd. 2, New York 1976.

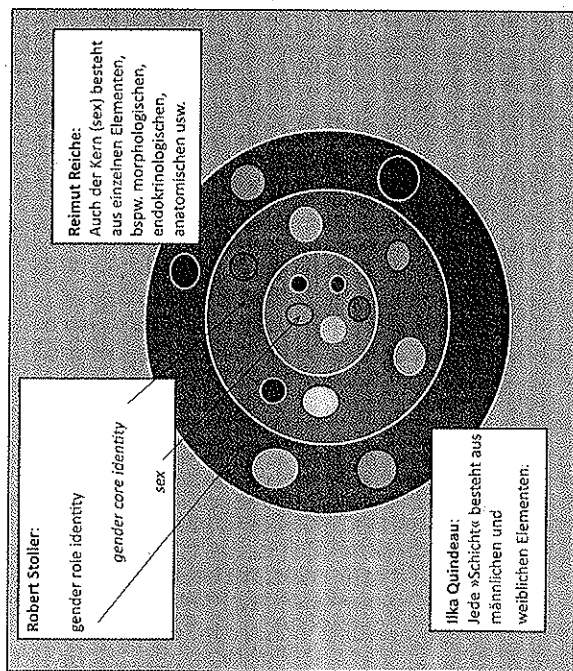


Abb. 1: Konstitutionelle Bisexualität nach Stoller, Reiche und Quindeau.

genen Selbst- und Objektpräsentanzen sowie die gesellschaftlichen Konventionen und Normvorstellungen zusammenfasst. Die Bezeichnungen isomorph beziehungsweise anisomorph richten sich nach den primären Genitalien. Wenngleich dies der Komplexität des Geschlechtlichen nicht gerecht wird, kann das Modell zeigen, dass sich *gender* nicht automatisch aus *sex* ergibt, wie es das Alltagsbewusstsein annimmt.

Reimut Reiche ging nun in seinen Überlegungen noch einen Schritt weiter und dekonstruierte den Kern als etwas Zusammengesetztes.¹⁴ Ebenso wie *gender* stellt auch das *Körpergeschlecht* keinen Kern, keine monolithische Einheit dar, sondern ist selbst bereits etwas Konstruiertes, aus verschiedenen Teilen Zusammengesetztes. Denn das *Körpergeschlecht* bezieht sich nicht nur auf die Genitalien, sondern umfasst weitere Faktoren und setzt sich u. a. aus verschiedenen anatomischen, chromosomalen, gonadalen und

¹⁴ Vgl. Reimut Reiche, »Gender ohne Sex. Geschichte, Funktion und Funktionswandel des Begriffs »Gender«, in: *Psyche*, 51 (1997), S. 926-937.

endokrinalen/hormonalen Faktoren zusammen.¹⁵ Diese Konstruiertheit scheint mir ein zentraler Gedanke. Es ist somit eine gesellschaftliche – in diesem Falle eine wissenschaftliche, medizinische – Übereinkunft, welche Dimensionen als konstitutiv für das Geschlecht betrachtet werden. Diese Übereinkunft ist keineswegs über alle Zeiten und Kulturen hinweg stabil, sondern beispielsweise von diagnostischen und technologischen Möglichkeiten abhängig. In diesem Sinne meint die Formulierung, dass das Geschlecht konstruiert ist, nicht nur die psychologische oder soziale Ebene, sondern ebenso die körperliche. Eindrückliche Beispiele dafür finden sich etwa bei intersexuellen Personen, die phänomenologisch ein anderes Geschlecht aufweisen als etwa chromosomal, was sich allerdings erst seit relativ kurzer Zeit durch den Fortschritt der Gentechnologie nachweisen lässt.

Während Reiche das Verdienst zukommt, die Annahme vom Körpergeschlecht als eines Kerns zu dekonstruieren, lässt sich sein Ansatz noch weiterdenken: Die einzelnen Dimensionen, aus denen sich *sex* zusammensetzt – wie etwa das chromosomale, anatomische oder gonadale Geschlecht –, sind keineswegs immer gleichsinnig »männlich« oder »weiblich«, sondern enthalten Anteile, die nach der jeweiligen historisch-gesellschaftlichen Übereinkunft, sowohl als »männlich« als auch als »weiblich« gelten. Die geschlechtliche Vielfalt zeigt sich etwa in spezifischen Hormonverhältnissen oder Besonderheiten im Körperbau, die in reduktionistischer Weise jeweils einem Geschlecht zugeschrieben werden. So gelten etwa ein hoher Testosteronspiegel, ein muskulöser Körper oder eine tiefe Stimme als »männlich«, ein hoher Östrogenspiegel, runde, weiche Körperformen oder eine hohe Stimme als »weiblich«. Diese sich historisch und kulturell wandelnden Konventionen lassen es wenig sinnvoll erscheinen, in naturalistischer Absicht Eindeutigkeit in Bezug auf

¹⁵ Vgl. Anne Fausto-Sterling, *Myths of Gender. Biological Theories about Women and Men*, New York 1992, S. 78 f. An der biologischen Geschlechtsentwicklung sind verschiedene Dimensionen zu unterscheiden: Mit der Befruchtung wird das chromosomale Geschlecht festgelegt (XX, XY, XXY u. a.), aus dem sich die Keimdrüsen Hoden oder Eierstöcke, das gonadale Geschlecht, entwickeln und die primären Geschlechtsorgane, das anatomische Geschlecht, und entsprechende Hormonkonzentrationen (v. a. Testosteron, Östrogen) ausbilden. Jeder dieser Schritte kann zu unterschiedlichen Entwicklungen führen, wie dies bei Intersexpersonen der Fall ist.

das Geschlecht herstellen zu wollen. Überzeugender wäre es hingegen, vielgestaltige Mischungsverhältnisse zu denken.

Versteht man das Körpergeschlecht als Kompositum, dessen Anteile sowohl »männlich« als auch »weiblich« gelesen werden können, muss die Metapher der drei Schichten gründlich überarbeitet und erweitert werden. Denn die Schichten in dem Modell von Stoller und Reiche erwecken die Vorstellung, dass die einzelnen Ebenen des Körper-, des psychischen und des sozialen Geschlechts nebeneinander und unabhängig voneinander bestehen. Die komplexen Wechselbeziehungen zwischen den Ebenen lassen sich in diesem Modell schwerlich abbilden. So wird nicht erkennbar, wie etwa die geschlechtsbezogenen Beziehungserfahrungen in den Körper-einpererfahrungen in den Beziehungserfahrungen niederschlagen. Auf solch eine Weise könnte der Begriff der Geschlechtervielfalt Gestalt gewinnen, und zwar nicht als »idealistische« Kategorie, wie ihr oft unterstellt wird, sondern auf eine konkrete, materiale Weise, die den Körper einbezieht. Ein solches Geschlechterkonzept könnte mit Hilfe eines Intersektionalitätsmodells verstanden werden. Damit meine ich, dass sich in jeder Person die verschiedenen Analyseebenen, die das Geschlecht konstituieren, kreuzen – etwa die chromosomale Ebene, die gonadale, die hormonelle, die anatomische usw. – und ein ganz bestimmtes Mischungsverhältnis hervorbringen, das nur für diese Person gilt. Die Idee, dass eine Person im Kreuzungspunkt dieser verschiedenen Dimensionen steht, erinnert an das Intersektionalitätskonzept im soziologischen Raum, wo eine Frau* auch nicht hinreichend durch ihre »Weiblichkeit« beschrieben ist, sondern die Ebene der Klasse, der ethnischen oder kulturellen Herkunft usw. hinzukommen muss.

3. Geschlechtsidentität als Zuschreibung

Bis vor kurzem konnte man bei Facebook aus rund 50 Geschlechterkategorien eine Geschlechtsidentität auswählen, gegenwärtig finden sich bei der Registrierung drei Möglichkeiten zum Ankreuzen: »weiblich, männlich, divers«. Dies wirft die Frage auf, ob es sich bei den Geschlechtsidentifizierungen um willkürliche, autonome Vorgänge handelt, die ins Belieben der Einzelnen gestellt sind. Aus

psychoanalytischer Perspektive wäre eine solche Selbstkonstruktion allerdings kaum denkbar; so betont etwa Laplanche, dass das Kind sich nicht aktiv identifiziert, sondern von den Erwachsenen – und der bislang zweigeschlechtlich strukturierten, dem Subjekt vorgängigen Gesellschaft – identifiziert wird (*identification by*).¹⁶ Die sprachliche Passivform, die Zuschreibung, ist für Laplanche zentral. Das Geschlecht ist damit – wie das Begehren – nicht etwas, das in die autonome Verfügbarkeit einer: Einzelnen gestellt wäre. Es ist aber auch nicht vollständig von außen – durch Zuschreibung – strukturiert, sondern entsteht in einem komplexen Zusammenspiel zwischen dem Ich und den Anderen als psychische Verarbeitung der vielfältigen Zuschreibungen. Diese psychische Verarbeitung erfolgt – wie psychische Arbeit generell – unbewusst und lässt sich nicht intentional beeinflussen.¹⁷ Darüber hinaus ist es auch nicht zu erwarten, dass die Zuschreibungen im Hinblick auf die Geschlechtsidentität gleichsinnig erfolgen. Zum einen sind es immer mehrere Personen, die das Kind als »männlich« beziehungsweise »weiblich« identifizieren. Und zum anderen erfolgen diese Zuschreibungen sowohl bewusst als auch unbewusst. Es gibt also in jeder Person ein ganzes Bündel an Zuschreibungen, die sowohl »Männliches« als auch »Weibliches« umfassen. Zentral ist dabei, dass nicht nur *gender*, sondern auch *sex* zugewiesen wird.

Reimut Reiche hat diese Geschlechterzuschreibungen als »rätselhafte Botschaften« bezeichnet.¹⁸ Das ist ebenfalls ein Konzept von Laplanche; die unbewussten Botschaften gehen vom Erwachsenen aus und richten sich auf das Kind, das sie entschlüsseln, übersetzen und psychisch verarbeiten muss. Das scheint mir sehr zutreffend, um diesen komplexen, vielschichtigen Vorgang zu beschreiben. Das Kind ist nicht völlig passiv den Zuschreibungen ausgesetzt, sondern muss sie verarbeiten. Und diese Verarbeitung geschieht nicht ein für alle Mal in der frühen Kindheit, sondern ist im Prinzip ein lebenslanger Vorgang. Mit den Metaphern von Spur und Umschrift

¹⁶ Jean Laplanche, *Freud and his Sexual*, New York 2011, S. 174.

¹⁷ Ich verwende den Begriff der psychischen Arbeit im Sinne Freuds als unbewusste, nicht absichtlich steuerbare Verarbeitung. Daneben gibt es selbstverständlich die bewusste, intentionale Verarbeitung, auf die es mir in diesem Zusammenhang jedoch nicht ankommt.

¹⁸ Reiche, »Gender ohne Sex«.

formuliert, hinterlassen die Zuschreibungen der Anderen Spuren in der psychischen Struktur des Subjekts, die zu verschiedenen Zeiten des Lebens immer wieder neue Umschriften erfahren.

4. Anatomie ist Schicksal?

In kaum einem Bereich scheint sich der »kleine Unterschied« so deutlich zu zeigen wie in der genitalen Sexualität. Im Sinne eines radikal subjektiven Erlebens ist der Körper in diesem Bereich insbesondere in seiner leiblichen Dimension relevant.¹⁹ Was dem Alltagsverständnis als natürlich erscheint, erweist sich auch hier als Ausdruck von Heteronormativität und gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen: Das Geschlecht wird dadurch verkörpert. Besonders prominent wurde diese Position von Judith Butler formuliert. In ihrem Buch *Das Unbehagen in der Kultur* spielt, mit dem sie auf Freuds Titel *Das Unbehagen in der Kultur* anspielt, konzeptualisiert sie die diskursive Performanz der Geschlechter; die Zuschreibung »männlich« beziehungsweise »weiblich« erfolge nicht durch einen angeblich natürlichen Unterschied, sondern durch Sprechakte.²⁰ Diese pointierte Position brachte ihr eine Reihe von Kritiken ein; insbesondere den Vorwurf einer »Enkörperung«, mit dem sich Barbara Duden in ihrer Schrift *Die Frau ohne Unterleib* gegen die Vernachlässigung der Materialität von Körper und der sinnlichen körperlichen Erfahrung wandte.²¹ Judith Butler sucht dem zu begegnen; vielmehr folge sie den »Traditionen des Feminismus, die darum bemüht waren, den Sinn der Biologie als Schicksal, Biologie als Zwang zu überwinden, nicht aber um Feminismus als eine Praxis der Entkörperung zu betreiben.«²² Butler begriff das »Infragestellen« der »biologischen Basis« als »Weg zu einer Rückkehr zum Körper [...], dem Körper als einem gelebten Ort der Möglichkeit, dem Körper als einem Ort für eine Reihe sich kul-

turell erweiternder Möglichkeiten.«²³ Nicht ganz unproblematisch geht auch Butler von der Vorstellung einer »biologischen Basis« aus und unterstützt damit unnötigerweise die kulturelle Dichotomie von Natur und Kultur, auch wenn sie diese Annahme nur braucht, um sie subversiv unterlaufen und auflösen zu können.²⁴ Laplanche pointiert diese Kritik: »Kurz, die Feministinnen [...] benötigen [...] das Geschlecht, um es als Gender zu subvertieren und zu »denaturalisieren«. Aber sollte man deshalb zur guten alten Abfolge Geschlecht/Gender gemäß folgender Ordnung zurückkehren: *Geschlecht vor Gender, Natur vor Kultur*, selbst wenn man sich darauf einigt, die Natur zu »denaturalisieren?«²⁵

Um dieser Aporie zu entgehen, schlägt er vor, das Sexuelle ins Spiel zu bringen, das er als »Intimfeind des Gender« begriff, weil es aufgrund seines unbewussten Charakters gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen unterläuft.²⁶ Eine weiterführende Differenzierung, die ebenfalls der Aporie einer Entgegenstellung von Natur und Kultur entgeht und das eine als Voraussetzung des anderen ansieht, liefert Paula-Irene Villa mit der Vorstellung einer Ko-Konstitution von *sex* und *gender*.²⁷ Demnach können Natur und Kultur als wechselseitiges Konstitutionsverhältnis gedacht werden, bei dem sich das soziale Körper-Wissen und die unmittelbaren, leiblichen Empfindungen zirkulär verstärken beziehungsweise bedingen. Die tradierte und nach wie vor lebensweltlich fest verankerte Gegenüberstellung eines natürlichen »sex« und eines kulturellen »gender« kann m. E. damit produktiv überwunden werden. Demnach wirkt das sozial produzierte Wissen um den Körper wie ein »Verhaltens- und Empfindungsprogramm«, so dass bestimmte Regionen des Körpers ganz unmittelbar (d. h. leiblich) als das Geschlecht empfunden werden wie z. B. Busen, Penis oder Vagina.²⁸

Mit Butler betont Villa die Eigenlogik des Körpers, die nicht in Bedeutungszuweisungen aufgehe, und empfiehlt den Begriff der

²³ Ebd., S. 10 f.

²⁴ Zur Kritik an Butler vgl. Laplanche, »Gender, Geschlecht und Sexual«, S. 143.

²⁵ Ebd., S. 144.

²⁶ Ebd.

²⁷ Vgl. Paula-Irene Villa, »Sex – Gender. Ko-Konstitution statt Entgegensetzung«, in: Beate Kortendieck u. a. (Hg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, Wiesbaden 2019, S. 24–31.

²⁸ Paula-Irene Villa, *Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper*, Wiesbaden 2011, S. 30.

¹⁹ Vgl. Paula-Irene Villa, »Der Körper als kulturelle Inszenierung und Statussymbol«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 57 (2007), S. 18–26.

²⁰ Judith Butler, *Das Unbehagen in der Kultur*, Frankfurt/M. 1991 [Orig. 1990].

²¹ Barbara Duden, »Die Frau ohne Unterleib. Zu Judith Butlers Entkörperung«, in: *Feministische Studien*, 11 (1993), S. 24–33.

²² Judith Butler, *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Frankfurt/M. 1995 [Orig. 1993], S. 10.

Materialität für die Genderforschung: »als Form, die sich der bewussten individuellen Verfügbarkeit entzieht, weil sie eine epistemologische Verobjektivierung und Trägheit aufweist«.²⁹

Aus dieser Perspektive möchte ich im Folgenden der Repräsentation des weiblichen Genitals nachgehen, das in vielen Lehrbüchern und Anatomieatlanten auf eindrucksvolle Weise verzerrt und unvollständig dargestellt wird. Die Verwirrung beginnt zum einen schon bei den Begriffen; so wird häufig etwa von *Vagina* gesprochen, wenn *Vulva* gemeint ist. Zum anderen lässt sich in diesem Zusammenhang auch das »*sameses taboo*« beobachten, das schon Gayle Rubin beschreibt: Männer* und Frauen* dürfen nicht als gleich wahrgenommen, sondern müssen unterschieden werden.³⁰ Und dies geschieht in unangemessener Weise: »Moderne anatomische Lehrbücher erläutern die perineale Anatomie der Frau lediglich in Form einer kurzen Ergänzung zu einer ausführlichen Beschreibung der männlichen Anatomie.«³¹ So kann die strukturelle und funktionale Ähnlichkeit nicht gesehen werden, wie sie Arjen van Turnhout feststellt: »Die zweigeteilte Vulva und ihr nicht zweigeteiltes männliches Gegenstück sind homologe Strukturen.«³² Die australische Urologin Helen O'Connell gilt als Wegbereiterin einer veränderten Sicht auf die Klitoris. Dabei berichtet sie keineswegs von neuen Befunden, sondern von Erkenntnissen, die teilweise bereits im Mittelalter bekannt waren und immer wieder in Vergessenheit geraten sind.³³ Zudem ermöglichen neue Technologien wie die

29 Paula-Irene Villa, »Bodies Matter. Zur Materialität und Relevanz von (Geschlechts-)Körpern«, in: Barbara Rendtorff u. a. (Hg.), *Geschlechterverwirrungen. Was wir wissen, was wir glauben und was nicht stimmt*. Frankfurt/M., New York 2020, S. 145–151, hier S. 150.

30 Vgl. Gayle Rubin, »Der Frauenaussch. Zur politischen Ökonomie von Geschlecht« (1975), in: Gabriele Dietze, Sabine Hark (Hg.), *Gender kontrovers. Technologien und Grenzen einer Kategorie*, Sulzbach/Ts. 2006, S. 69–122.

31 Helen O'Connell u. a., »Anatomical Relationship between Clitoris and Urethra«, in: *Journal of Urology* 159 (1998), S. 1892–1897, hier S. 1894; zitiert nach Anne Zachary, *Die Anatomie der Klitoris. Psychodynamik der weiblichen Sexualität*, Frankfurt/M. 2019 [2018], S. 14.

32 Arjen van Turnhout u. a., »The Female Corpus Spongiosum re-Visited«, in: *Acta Obstetrica et Gynecologica Scandinavica*, 74 (1995), S. 765–771, hier S. 767.

33 Vgl. Zachary, *Die Anatomie der Klitoris*, S. 32. Zu erwähnen ist auch, dass bereits im Jahr 1994 eine wichtige Veröffentlichung in diesem Zusammenhang auf Deutsch erschien, die eine veränderte Sicht auf die Klitorisstrukturen beschreibt,

Magnetresonanztomographie, Strukturen, die bislang nur durch das Sezieren von Leichen nachzuweisen waren, auch an lebenden Körpern zu zeigen. Die verstümmelte Klitoris in medizinischen Fachbüchern gibt ein beredtes Beispiel für die ideologeleitete Wissensproduktion und die auch der Wissenschaft inhärente misogynie. In ihren Untersuchungen belegt O'Connell, dass die Klitoris ein weit größeres Organ bildet als gemeinhin angenommen. Sie besteht nicht nur aus der Klitorisichel oder -knospe (Glans clitoridis) am oberen Ende der Vulva, sondern besitzt zwei etwa 10 cm lange Schenkel (Crura clitoridis) sowie zwei Schwellkörper (Bulbi vestibuli), die sich im Körpertinneren der Vulva entlangziehen und den Scheideneingang umschließen; hinzu kommt das Schwellgewebe um die Harnröhre herum (Corpus cavernosum urethrae). Klitoris und Penis sind demnach homologe Strukturen. Wie der Penis besteht auch die Klitoris aus schwammartigem, spongiossem Gewebe, das sich im Erregungszustand mit Blut füllt und anschwillt. Bis auf die Glans, die den einzigen externen Teil der Klitoris bildet, bestehen alle internen Bestandteile aus Schwellgewebe. Die Klitoris dehnt sich in den Raum zwischen Harnröhre und Vagina in das umgebende Gewebe hinein aus.³⁴

Die distale [untere] Vagina ist eine Struktur, die so eng mit der Klitoris zusammenhängt, dass man darüber diskutieren kann, ob es sich überhaupt um getrennte Strukturen handelt. Die gleiche Beziehung besteht zur weiblichen Harnröhre.

Distale Vagina, Klitoris und Urethra bilden eine integrierte Einheit [...]. Diese Teile haben eine gemeinsame Gefäß- und Nervenversorgung und reagieren bei sexueller Stimulation als Einheit, wenn auch nicht in gleicher Weise.³⁵

Die Vorhofschwellkörper (Bulbi vestibuli) waren in den gängigen Anatomieatlanten der Vagina zugeordnet worden, wo sie je-

aber in den englischsprachigen Publikationen keine Berücksichtigung fand: Sabine zur Nieden, *Weibliche Ejakulation. Variationen zu einem uralten Streit der Geschlechter*, Gießen 2004 (Original Stuttgart 1994).

34 Vgl. Zachary, *Die Anatomie der Klitoris*, S. 43; Helen O'Connell u. a., »Anatomy of the Clitoris«, in: *Journal of Urology* 174 (2005), S. 1189–1195.

35 Helen O'Connell u. a., »The Anatomy of the Distal Vagina: Towards Unity«, in: *Journal of Sexual Medicine*, 5 (2008), S. 1883–1891; zitiert nach Zachary, *Die Anatomie der Klitoris*, S. 45.

doch keine weitere Funktion besitzen. Aus diesem Grund ordnete O'Connell sie den Klitorisstrukturen zu und kritisierte die aktive Entfernung klonidaler Strukturen aus den wichtigsten anatomischen Lehrbüchern des 20. Jahrhunderts. Daran zeigte sich, dass die Anatomie in einem gesellschaftlichen Bezugsrahmen existiert und dessen normative Vorstellungen widerspiegelt.³⁶ Bis in die Gegenwart hinein wird in den einschlägigen Anatomieatlanten, die im Medizinstudium verwendet werden, wie etwa *Prometheus*, die Klitoris bei der Darstellung der äußeren weiblichen Genitalien auf die Glans reduziert, die weiteren klonidalen Strukturen finden keine Erwähnung.³⁷

Mit ihren Untersuchungen bestätigte O'Connell die Zeichnungen des deutschen Anatomen Georg Ludwig Kobelt aus dem 19. Jahrhundert, die er vom weiblichen »Wollustorgan« anfertigte.³⁸ Doch diese Erkenntnisse verschwanden gleich wieder. So findet sich etwa in der Aktualisierung eines der wichtigsten Atlanten der Anatomie, *Gray's Anatomy*, aus dem Jahr 1901 nicht einmal mehr die Glans der Klitoris, die freilich in späteren Ausgaben wieder ergänzt wurde.³⁹ Aus psychoanalytischer Perspektive lässt sich darin eine Verleugnung erkennen, die die weibliche Lust und Sexualität zu kontrollieren sucht. Auch die Psychoanalyse selbst trägt zu dieser Verleugnung mit ihren unhaltbaren Thesen vom notwendigen Wechsel der sexuellen Leitzonen von der Klitoris zur Vagina in der weiblichen Entwicklung oder dem Mythos eines klonidalen oder vaginalen Orgasmus bei.⁴⁰ Sexualforscher:innen wie Volkmar Sigusch traten

³⁶ Vgl. Megan Rees u. a.: »The Suspensory Ligaments of the Clitoris. Connective Tissue Supports of the Erectile Tissues of the Female Urogenital Region«, in: *Clinical Anatomy*, 13 (2000), S. 397–403.

³⁷ Vgl. Michael Schünke u. a., *Prometheus, Allgemeine Anatomie und Bewegungssystem*, Stuttgart 2018.

³⁸ Georg Ludwig Kobelt, *Die männlichen und weiblichen Wollust-Organ des Menschen und einiger Säugetiere: in anatomisch-physiologischer Beziehung*, Freiburg 1844; (<https://digit.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kobelt844/0074>), letzter Zugriff 16.12.2020. Nach O'Connell u. a., »Anatomy of the Clitoris«, gelten sie bis heute als die genauesten Darstellungen der Anatomie der Klitoris.

³⁹ Vgl. Lisa Jean Moore, Adele Clark, »Clitoral Conventions and Transgression: Graphic Representation in Anatomy Texts, 1900–1991«, in: *Feminist Studies*, 21 (1995), S. 255–301.

⁴⁰ Vgl. Ilka Quindeau, *Verführung und Begehren. Die psychoanalytische Sexualtheorie nach Freud*, Stuttgart 2008.

diesen ideologischen Behauptungen schon früh mit der Sichtweise einer funktionellen Einheit von Klitoris und Vagina entgegen.⁴¹

In der Kontroverse um einen klonidalen oder vaginalen Orgasmus geht es auch um die Frage eines besonders sensiblen Bereichs der vorderen Vaginalwand, der poplärwissenschaftlich als »G-Punkt« firmiert. Beschrieben wurde diese erogene Zone von dem deutschen Gynäkologen Ernst Gräfenberg, erstmalig 1944 im amerikanischen Exil, ausführlicher im Jahr 1950, im Zusammenhang mit einer weiblichen Ejakulation:

Analog zur männlichen Urethra scheint die weibliche Urethra auch von erektilen Gewebe, wie die Corpora cavernosa, umgeben zu sein. Im Verlauf der sexuellen Stimulation schwillt die weibliche Urethra an und kann leicht getastet werden. [...] Falls die Möglichkeit besteht, den Orgasmus bei so einer Frau zu beobachten, kann man erkennen, dass große Mengen klarer, transparenter Flüssigkeit im Schwall nicht aus der Vulva, sondern der Urethra ausgestoßen werden.⁴²

Wenngleich die Existenz eines »Punktes« anatomisch nicht nachgewiesen werden konnte, steht die Erregbarkeit dieses Bereichs der vorderen Vaginalwand inzwischen außer Frage.⁴³ Interessant erscheint in diesem Zusammenhang, dass das *semenes taboo* im Sinn von Gayle Rubin offenbar die Benennung dieses physiologischen Vorgangs als »Ejakulation« verhindert hat. Nicht selten wird diese Flüssigkeit auch als Urin fehlgedeutet, was allerdings auf der Höhe der Erregung – wie beim Mann – physiologisch unwahrscheinlich sei.⁴⁴ Zu unterscheiden ist dieser Vorgang auch von der Lubrikation, dem Feuchtworden der Vagina bei sexueller Erregung, die zeitlich früher einsetzt. Die Beobachtungen Gräfenbergs fanden allerdings keinen Widerhall in der Sexualmedizin; erst Ende der 1970er Jahre wurden sie im Zuge der Frauenbewegung und der feministischen Gesundheitszentren wieder aufgegriffen.⁴⁵ Wie

⁴¹ Vgl. Volkmar Sigusch, *Exzitation und Orgasmus bei der Frau*, Stuttgart 1970.

⁴² Ernst Gräfenberg, »The Role of Urethra in Female Orgasm«, in: *International Journal of Sexology*, III (1950), S. 145–148; zitiert nach zur Nieden, *Weibliche Ejakulation*, S. 47.

⁴³ Vgl. Helen O'Connell u. a., »The Anatomy of the Distal Vagina«.

⁴⁴ Vgl. zur Nieden, *Weibliche Ejakulation*, S. 47.

⁴⁵ Ein historischer Rückblick findet sich bei Josephine L. Sevely, Joan W. Bennett, »Concerning Female Ejaculation and the Female Prostate«, in: *Journal of Sex Research*, 14 (1978), S. 1–20.

im Falle der unvollständigen Anatomie der Klitoris erscheint auch die Nichtbenennung weiblicher Sexualvorgänge als Ausdruck von Misogynie und als Versuch, die weibliche Sexualität in ihrer Lustdimension zu begrenzen und zu kontrollieren. Wie problematisch dies ist, zeigt sich auch in der psychoanalytischen Praxis, wo Analysandinnen* schambesetzt davon berichten, dass sie beim Orgasmus Urin verlieren, statt diesen Flüssigkeitsausstoß als Ausdruck lustvollen Erlebens zu genießen. Sabine zur Nieden ist daher unbedingt zuzustimmen, dass es »wissenschaftlich legitim [seil], die weibliche Ejakulation als sexuelle Reaktion in die Beschreibung des weiblichen sexuellen Reaktionszyklus mit aufzunehmen«.⁴⁶

5. Lust- und Befriedigungsmodalitäten: Zirkklusion statt Penetration

Die veränderte Sicht auf das Genitale und insbesondere die Klitoris erfordert eine neue Konzeptualisierung der genitalen Lust- und Befriedigungsmodalitäten, die aus der Binarität gelöst wird: Der Begriff der Penetration, der aus einer androzentrischen Sicht des Genitalen stammt, muss durch ein anderes Konzept ersetzt werden. Mit dem Begriff »Circulusion« bringt Bini Adamczak ein vielversprechendes Konzept in die Diskussion:

Ich schlage ein neues Wort vor, das schon lange fehlt. Es lautet Circulusion, altmodisch auch Circumclution. Circulusion ist der Gegenbegriff zu Penetration. Beide Worte bezeichnen etwa denselben materiellen Prozess. Aber aus entgegengesetzter Perspektive. Penetration bedeutet einführen oder reinstecken. Circulusion bedeutet umschließen oder überstülpen. That's it. Damit ist aber auch das Verhältnis von Aktivität und Passivität verkehrt.

Penetration bedeutet: etwas – einen Halm oder Nippel – in etwas anderes – einen Ring oder ein Rohr – hineinschieben. Halm oder Nippel sind dabei aktiv. Circulusion bedeutet: etwas – einen Ring oder ein Rohr – auf etwas anderes – einen Halm oder Nippel – drauf schieben. Dabei sind Ring oder Rohr aktiv.⁴⁷

⁴⁶ Zur Nieden, *Weibliche Ejakulation*, S. 54.

⁴⁷ Bini Adamczak, »Come On«, 2016; (<https://missy-magazine.de/blog/2016/03/08/come-on/>), letzter Zugriff 25. 8. 2020. Ich danke Charlotte Busch, dass sie mich auf dieses Konzept aufmerksam gemacht hat.

Auch wenn die lateinische Version der Circumclution vom Sprachverständnis her angemessener erscheint, hat sich inzwischen die eingedeutschte Variante Zirkklusion durchgesetzt. Dieser Begriff bietet eine Abkehr vom phalluszentrierten Verständnis des Sexuellen und setzt somit die Linie der frühen Freud'schen Sexualtheorie fort, die von infantiler Sexualität und konstitutioneller Bisssexualität bestimmt ist. Der Begriff Zirkklusion sollte daher auch im psychoanalytischen Diskurs einen festen Platz erhalten und den Modus der Penetration zur Beschreibung der Lust- und Befriedigungsmodalitäten – wie sie traditionell als Trieb bezeichnet wurden – ersetzen. Wie Triebe generell ist auch die Zirkklusion weder fest mit einem Geschlecht noch einem »Objekt« verbunden und ist ebenfalls in aktiver und passiver Weise zu verstehen: Es gibt den Wunsch nach Zirkklusion sowohl mit einem aktiven Triebziel, das heißt dem Wunsch, etwas aktiv zu umschließen, als auch mit einem passiven Triebziel, also dem Wunsch, von etwas umschlossen zu werden.

Das Konzept der Zirkklusion als Modus genitaler Lust und Befriedigung scheint hervorragend zu den neueren anatomischen Studien über die Klitoris zu passen. Die umfassenderen Klitorisstrukturen umschließen die Vagina und bilden einen Ring oder Rohr, wie Adamczak dies beschreibt, das sich auf Penis*, Finger, Dildo oder Ähnliches schiebt. Dieser Modus des Umschließens erinnert auch an den Begriff der »orgastischen Manschette«, den Volkmar Sigusch in seiner Übersetzung der Studie von Masters und Johnson vorschlug.⁴⁸ Gemeint war damit eine Verengung des unteren Drittels der Vagina durch das Anschwellen der Corpora clitoridis und der Labia minora bei der sexuellen Erregung.

Nun könnte das Konzept der Zirkklusion dazu verleiten, darin den »weiblichen« Modus genitaler Lust zu sehen, während die Penetration den »männlichen« darstellt. Diese Sichtweise würde allerdings die problematische Binarität beziehungsweise Dichotomie im Bereich des Geschlechts unterstützen, als deren Kritik das Konzept der Zirkklusion angeregt ist. Adamczak wendet sich gegen die machtgestützte Verwendung von Penis* und seinen Surrogaten als Zeichen von Dominanz und Aktivität; während die Verwendung von Vulva* oder Anus als passiv und submissiv gilt. Da der Penetra-

⁴⁸ Vgl. Sigusch, *Exzitation und Orgasmus bei der Frau*.

tionsdiskurs untrennbar mit hegemonialer Männlichkeit verbunden ist, soll Zirkulation an die Stelle von Penetration treten.

Pointiert ließe sich zusammenfassend sagen, dass die Konzeption des Modus der Penetration die Verleugnung dieser umfassenden Kloritorisstrukturen unterstützt; der Modus der Zirkulation sie hingegen hervorhebt. Exemplarisch wird an der verstümmelten Repräsentation der Klitoris durch Wissenschaft und Alltagsbewusstsein, die sie allein auf die Knospe beschränkt, die Perspektive hegemonialer Männlichkeit sichtbar. Heronormative Muster formieren ein falsches, ideologisch verzerrtes Körperbild. Diese Konzeption hat die Beherrschung des Körpers zum Ziel, die Kontrolle des Sexuellen, insbesondere des als weiblich konstruierten. Dem Warencharakter des Körpers, der Verwertungslogik scheint es geschuldet, dass nur bestimmte Strukturen sichtbar werden, die etwa der Penetration dienen, und andere unsichtbar gemacht werden. Die diskursive Erzeugung des rudimentären Wollustorgans fungiert indes nicht nur auf der Ebene der Sprache, sondern formiert auch das sexuelle Erleben. Die Leiberfahrungen erscheinen einerseits unmittelbar und gehen dem Denken voraus, andererseits werden sie durch herrschende Ideologien geformt. Für das Nachdenken über weibliche Erfahrungen erscheint daher ein dialektisches Modell mit einer gesellschaftstheoretischen Fundierung, wie sie die Kritische Theorie bietet, hilfreich. Erfahrungen aus Psychoanalysen zeigen, dass es einen Unterschied macht, welche Regionen Frauen* für sexuell erregbar halten, ob es allein die Knospe der Klitoris ist oder auch ihre Schenkel und Schwellkörper. Es ist wichtig, dass die Körperteile benannt werden, damit sie bewusst gefühlt werden können und für das Erleben verfügbar sind. Die sexuellen Praktiken und das sexuelle Erleben, das so einzigartig und individuell erscheinen mag, erweisen sich demnach als diskursiv erzeugt. Zugleich macht das Beispiel die Bedeutung der Materialität des Körpers deutlich. Sie geht nicht vollständig in Sprache auf, sondern besitzt eine Art Eigenlogik, die sich dem sprachlichen Zugriff und auch dem Wissen widersetzt und auf das Erleben wirkt. Darin lässt sich ein Moment des Nichtidentischen erkennen, das ein emanzipatorisches Potential enthält und Veränderungen ermöglicht. So kann man in Psychoanalysen sehen, wie eine veränderte Vorstellung vom Körper ein anderes sexuelles Erleben ermöglicht. Es erscheint indes nicht hilfreich, dieses Erleben geschlechtlich zu markieren. Denn dies

würde es unvermeidlich mit den Konnotationen des Geschlechterverhältnisses von Macht, Herrschaft, Aktivität beziehungsweise Passivität versehen. Um auf diese Problematik aufmerksam zu machen, bezeichnet Laplanche das Sexuelle (das Sexual) als »Intimfeind des Gender« und betont die Unabhängigkeit dieser Kategorien voneinander. Eine solche geschlechtliche Konnotation hafter dem Modus der Penetration an, der daher unbrauchbar geworden ist; er ist in der Vorstellungswelt zu sehr mit dem »männlichen« Genitale verbunden. Als Alternative bietet sich das Konzept der Zirkulation an, das weder mit geschlechtlichen Konnotationen verbunden noch binär codiert ist. Auch auf der Ebene des Körpers stellt das Geschlecht eine Konstruktion dar und ist unhintergebar diskursiv erzeugt, jedoch nicht notwendig binär. Der Körper geht nicht in der Binärität auf und enthält nicht »von sich aus« eine Bedeutung, aber ein Potential für Lust und Befriedigung, das gegen und über das Wissen und die Bezeichnungspraxis zugänglich werden kann.